



gutes leben
bene!

Für meine Enkelkinder

Margot Käßmann

Mehr als Ja und Amen

Glaube gehört mitten ins Leben

*Mit Messerschnitten
von Martin Glomm*



Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 5 |
| Die Perspektive wechseln..... | 6 |
| 1. Freier, als du denkst | 18 |
| 2. Von der Last der Erwartungen..... | 37 |
| 3. Der Bauplan der Welt..... | 55 |
| 4. Gerechtigkeit als Leitbild..... | 80 |
| 5. Mut zum Frieden..... | 105 |
| 6. Respekt vor der Schöpfung..... | 129 |
| 7. Jedes Kind ein Wunder | 150 |
| 8. Von der Würde des Sterbens | 177 |
| 9. In guten wie in schweren Tagen | 201 |
| 10. Das ist unser Land | 217 |
| Zehn Ermutigungen für Weltverbesserer..... | 244 |
| Zuletzt | 248 |
| Anmerkungen | 253 |

Vorwort

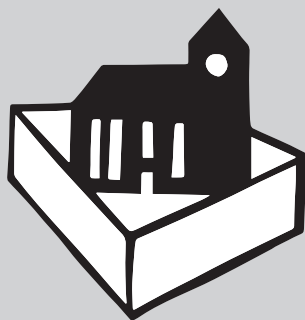
Ich freue mich, dass sich der bene!-Verlag entschieden hat, dieses Buch nach dreizehn Jahren noch einmal neu als Taschenbuch herauszugeben. Für diese Ausgabe wurden einzelne Stellen bearbeitet, weil beispielsweise Zahlen aktualisiert werden mussten. An einigen Punkten wurden neuere Entwicklungen ergänzt. Schließlich mussten etliche Passagen für das Taschenbuchformat gekürzt werden. Ich danke vor allem Stefan Wiesner für seine Unterstützung dabei.

Bei der erneuten Lektüre des Textes ist mir deutlich geworden: Im Grundsatz hat sich nichts geändert. Eher haben die Bedrohungen und Belastungen zugenommen, sodass es noch klarer ist: Christinnen und Christen in diesem Land brauchen eine Haltung, die mehr zur Lage sagt als *Ja und Amen*. Ich wünsche mir viele Menschen, die dazu den Mut haben, damit wir den nachfolgenden Generationen eine lebenswerte Zukunft ermöglichen.

Hannover im Juli 2024

Margot Käßmann

Die Perspektive wechseln



In vielen Regionen der Erde herrscht Krieg: Im Osten der Ukraine gibt es kaum noch Orte, die nicht zerstört sind. Die monatelangen Kämpfe im Gazastreifen haben eine humanitäre Katastrophe ausgelöst. Das Gesundheitssystem in Afghanistan steht vor dem Zusammenbruch. Im Jemen, in Myanmar, der Sahelzone, Somalia und dem Sudan herrschen blanke Not.

Am 31. Mai 2024 attackiert ein religiöser Fanatiker sechs Menschen auf dem Marktplatz von Mannheim mit einem Messer. Der Angriff geschieht an einem Infostand der islamkritischen Bewegung »Pax Europa«. Ein Polizist, der den Täter stoppen will, wird tödlich verletzt. Anfang Juni sterben infolge einer Starkregenkatastrophe mehrere Menschen in Bayern – und es entsteht ein Milliarden-Sachschaden. Täglich erreichen uns weitere Schreckensnachrichten. Unglück, Unfrieden und Leid bleiben Begleiter des Lebens.

Wie können wir damit umgehen? Da gibt es diejenigen, die resignieren: Es wird sich nie etwas ändern, was soll's? Andere ignorieren alles und sagen: Hauptsache, mir geht es gut, der Rest interessiert mich nicht. Vielleicht ist der allerbeste Vorsatz, sich die Hoffnung nicht nehmen zu lassen, dass wir etwas verändern können.

Keiner von uns kann einen Flugzeugabsturz oder ein Hochwasser gigantischen Ausmaßes verhindern – aber wir können Mitgefühl zeigen, andere trösten, wenn sie Trost brauchen. Niemand kann allein Frieden schaffen – aber wir können für den Frieden eintreten. Dies gilt auch in besonderer Weise mit Blick auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland. Die gewaltsamen Fantasien von »Remigration« haben Massenproteste ausgelöst. Wie gut! Aber wir müssen wachsam bleiben.

Wer im Hinterkopf hat, was die Bergpredigt beschreibt, nämlich dass die Barmherzigen, die Armen, die mit der Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Friedenstifter »selig« gepriesen werden, wer ein Bewusstsein dafür hat, dass wir Salz der Erde und Licht der Welt sein sollen, gestaltet die Dinge anders, hat besondere, durch lange Tradition bewährte Maßstäbe, die ihn oder sie leiten. Da geht es nicht zuerst um Sicherung, Wachstum, Mehrheiten, sondern um Solidarität, den Blick auf die Schwachen, die Suche nach Zukunftschancen für die Jungen. Die biblischen Texte zeichnen das Bild einer Kontrastgesellschaft.

Glauben findet nicht im Abseits statt. Wie wir leben, im Alltag, in der Familie, Nachbarschaft, am Arbeitsplatz und in der Gesellschaft, darin bewährt sich unser Christsein. Wir fühlen uns aufgefordert, den Mund aufzumachen für diejenigen, die ins Abseits gedrängt werden, deren Würde infrage gestellt wird, und uns einzusetzen für Gerechtigkeit, Frieden, die Bewahrung der Schöpfung. Deshalb kann die Kirche auch kein vom Alltag abgeschotteter Raum sein, in dem es vermeintlich um »das Eigentliche« geht. Das Eigentliche ist das Leben der Menschen, das sie aus dem Glauben leben und verantworten. Dafür schöpfen sie Kraft in Bibellektüre, Gottesdienst und Gebet, aber es findet mitten in der Welt statt.

Die Bibel als Quelle

Das Evangelium weist auf die Sorge für die Schwachen, Witwen und Waisen hin, auf Fremde, die unter uns wohnen, die zu schützen sind. Gerechtigkeit und Frieden sind in großen Bildern der Hoffnung gemalt. Diese Texte können nicht gelesen, über diese Texte kann nicht gepredigt werden ohne Bezug zur Realität unserer Zeit. Das gilt zuallererst für den einzelnen Christen und die

einzelne Christin. Wir sehen diese Welt als Gottes Schöpfung an, als sein Haus. Darin sind wir gemeinsam Haushalterinnen und Haushalter, verantwortlich in der einen Familie der Kinder Gottes. Deshalb können wir uns nicht zurücklehnen, solange wir nicht betroffen sind von all der Not und Zerstörung.

Als Christin kann ich nicht einfach resignieren, nach dem Motto: Ich kann doch ohnehin nichts tun, also halte ich mich aus allem raus und richte mich in meinem Leben so bequem wie möglich ein. Das ist einfach, macht weniger angreifbar und verschont uns vor Verletzungen. Es geht aber um eine Frage der Haltung! Wenn ich als Christin die Welt als Gottes Schöpfung und mich als sein Geschöpf betrachte, trage ich auch Verantwortung für diese Schöpfung. Wenn Gott jeden Menschen zum eigenen Bilde geschaffen hat, kann es mich nicht unberührt lassen, wie es anderen Menschen ergeht. Wenn Gerechtigkeit biblisch gesehen der Maßstab für gelingendes Zusammenleben ist, muss ich mich fragen, was ich für die Gemeinschaft tun kann. Wenn Leben in Fülle verheißen ist, werde ich darum ringen, mein Leben sinnvoll und in Fülle zu leben und dabei auch Sorge dafür zu tragen, dass genau das anderen in meinem Umfeld, aber auch darüber hinaus möglich ist.

Der bewegendste Bibeltext zum Thema findet sich im Gleichnis vom Weltgericht beim Evangelisten Matthäus: »Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.« (Mt 25,35–36)

Jesus stellt klar: Wo wir Fremde aufnehmen, Armen beistehen, Kranke besuchen, Gefangene unterstützen, da begegnen wir ihm

selbst! Das ist letzten Endes eine sehr überraschende Antwort für Menschen, die heute nach Gott fragen. Geh hin zu denen, die am Rande stehen, da findest du Gott!

Ich kann diesen Text, die Zehn Gebote, die Seligpreisungen, die Prophetenworte, die Gleichnisse Jesu nicht lesen, ohne sie auf meinen Kontext zu beziehen. »Die Kirche«, das sind Christinnen und Christen, die miteinander leben, ihren Glauben bekennen und feiern wollen. Jeder Einzelne ist gefordert, auf der Grundlage des eigenen Glaubens Entscheidungen zu treffen – für das persönliche Leben wie für das Zusammenleben in der Gesellschaft, in der Welt. Und als Gemeinschaft wirken sie füreinander und nach außen. Das hat eine politische Dimension. Glaube gehört nicht, wie es manchmal von Kritikern gefordert wird, nur ins Privatleben oder hinter Kirchenmauern! O ja, die Gebote, die biblischen Texte waren und sind politisch. Und: Ja, ich will in dieser Tradition die Welt verbessern, immer noch! Und ich begreife nicht, warum das Wort »Weltverbesserer« zum Schimpfwort geworden ist.

Kleine Schritte

Auch wenn nicht jeder Einzelne von uns Experte auf einem bestimmten Gebiet ist, auch wenn nicht jede Einzelne alle Zusammenhänge beschreiben kann: Wir können eintreten für das Leben, für ein Zusammenleben in Gerechtigkeit und Frieden. »Gerechtigkeit und Frieden werden sich küssen«, heißt es in der Bibel (vgl. Ps 85,11). Eine solche Vision können wir nicht abschaffen, indem wir sagen, das sei zu komplex oder allein mit Blick auf Gottes Zukunft nach dieser Zeit und Welt gemeint! All die Machbarkeitsexperten, Realitätsfanatiker und Bedenkenträger entwerfen doch keine Bilder der Zukunft, die wir dringend brauchen, um Mut zum Handeln zu finden in großen wie in kleinen Schritten.

Ein Sprichwort der Xhosa im Süden Afrikas lautet: »Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten viele kleine Dinge tun, können sie das Gesicht der Welt verändern.« Und viele gehen solche Schritte: das Auto abschaffen, bewusst einkaufen, Unterschriften gegen Rüstungsexporte sammeln, sich bei der »Tafel« ehrenamtlich engagieren, im Hospizdienst tätig sein. Das ist nicht nichts, sondern viel. Dein kleiner Schritt ist Teil einer großen Veränderung, darum geht es.

*

Unsere Welt wird von Menschen gestaltet, nicht von »Systemen«. Es sind nicht anonyme Institutionen, die Entscheidungen treffen, sondern Menschen in diesen Institutionen, in Politik und Kultur, Wirtschaft und Kirche. Sie übernehmen Verantwortung, und deshalb lässt sich etwas ändern – jeder und jede an dem Ort, an dem wir leben und arbeiten. Da wird von »gierigen Banken« gesprochen. Aber eine Bank kann doch nicht gierig sein, es sind Menschen, die dahinterstehen. Es ist die Rede von »der Wirtschaft«, aber Wirtschaft ist kein Subjekt, es sind einzelne reale Personen, die sie gestalten. Wir können uns nicht ständig als Ausgelieferte in einem anonymen System betrachten. Wir sollten genau hinsehen und hinhören, selbst Verantwortung übernehmen und diejenigen zur Rechenschaft rufen, die für Fehlentwicklungen und Unrecht verantwortlich sind, sich bereichern, handeln und entscheiden, was nicht der Zukunft dient. Das ist beispielsweise bei jeder Wahl in einem demokratisch verfassten Staat möglich.

Ermüdung angesichts der Herausforderungen?

Das Evangelium ist eine Ermutigung angesichts der scheinbar um sich greifenden Ermüdung oder auch Überforderung durch globalisierte Komplexität. Viele, die sich jahrelang engagiert haben – beruflich, gesellschaftlich, kirchlich, politisch –, erscheinen erschöpft und überlastet. Oder sind die Probleme so vielfältig und verwoben, prasseln derart wuchtig im Stundentakt auf uns ein, dass der Rückzug ins Private als die einzig sinnvolle Lebensstrategie erscheint?

Eine Freundin sagte mir: »Ein Blick auf tagesschau.de, und ich bin völlig deprimiert, weil ich nicht sehe, was ich am Zustand der Welt ändern könnte.« Wo sind sie geblieben, die hoffnungsvollen Aufbrüche der Achtzigerjahre, als für viele in den christlichen Kirchen der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ein Zeichen dafür war, dass wir alle an unserem Ort etwas tun können, um die Welt zu verbessern?

Eigentlich hätte diese Bewegung doch zu einer ganz großen Ermutigung führen müssen. Christinnen und Christen in der DDR haben ungeheuren Mut bewiesen, als sie diese Themen auf die Tagesordnung setzten. O ja, das war politisch – und umstritten. Am Ende drang aus den Kirchen von Leipzig, Dresden und Ostberlin der Ruf »Keine Gewalt« auf die Straßen. Eine friedliche Revolution, die die Welt verändert hat, ist aus kleinen Friedensgebeten entstanden! Es ist merkwürdig, wie unterschiedlich das wahrgenommen wird. Auf einen Artikel hin, den ich über Rüstungsexporte im Magazin *Chrismon* veröffentlicht habe, schrieb mir der Präsident eines Landessozialgerichts, er sei aus der Kirche ausgetreten, da ihn störe, »dass sich immer wieder Repräsentanten der evangelischen Kirche zu politischen Themen äußern, die mit Kirche, Glauben, nichts zu tun haben«. Genau das ist für mich das Missverständnis, habe ich ihm zurückgeschrieben. Wie

könnten denn die Produktion von Waffen, die Investition in Gewalt und Krieg Christinnen und Christen unberührt lassen? Wie könnten wir sagen, wir folgen Jesus Christus nach, der die Friedensstifter selig genannt hat, und gleichzeitig erklären: Zu Waffen und Krieg wollen wir lieber nichts sagen?

Als Christin fühle ich mich dem Erbe Jesu verpflichtet: »Selig sind, die Frieden stiften!« (Mt 5,9) Aus seiner Botschaft lässt sich keine Legitimation von Gewalt herauslesen. Stattdessen hat er mit dem Satz »Liebet Eure Feinde« eine ungeheure Provokation hinterlassen. Sie bringt mich dazu, Feindbilder, die alle Russen zu bösen Menschen degradieren, zu widerstehen. Ich trauere um jeden Menschen, der im Krieg getötet wird.

Als Großmutter von sieben Enkelkindern denke ich an ihre Zukunft. Für sie ist nicht Geld für noch mehr Rüstung sinnvoll, sondern allein Abrüstung. Und eine Investition in Klimaziele, Bildung und Entwicklung.

Gutmensch oder reflektierender Bürger?

Immer wieder heißt es, die Probleme seien viel zu komplex, als dass die normalen Bürger sie durchschauen könnten. Das empfinde ich als arrogant. Und als eklatant undemokratisch. Wer noch etwas verändern will, wird heute gern und schnell belächelt. Es geht nicht um Besserwisserei oder gar moralische Zeigefinger, die so schnell und gern unterstellt werden. Ich verstehe das Evangelium nicht als Instrument der Moralisierung, sondern als großen Erfahrungsschatz und als offen für Prozesse, in denen wir in aller Freiheit fragen können und um Antworten ringen; es geht um Schuld und Vergebung, Streit und Versöhnung, Beharren und Irren. In meinem Leben habe ich oft genug erlebt, dass sich meine eigene Haltung verändern kann, denn durch das Gespräch

mit anderen und durch Reflexion der überlieferten und der eigenen Erfahrung entstehen neue Sichtweisen. Hehre Positionen und in Marmor gemeißelte Werte sind nicht dynamisch genug, um den Herausforderungen des Lebens zu begegnen.

Sehr deutlich wurde mir das erneut bei einem Seminar, das ich im Rahmen meiner Max-Imdahl-Gastprofessur an der Universität Bochum zum Thema »Gewissen schärfen« angeboten habe. Wir haben für jede Sitzung ein sozialetisches Thema vorbereitet und versucht, die gegensätzlichen Positionen zu argumentieren. Den Studierenden wurde bewusst: Bei vielen Fragen gibt es kein einfaches Ja oder Nein beziehungsweise kein *Ja und Amen*, sondern sie müssen bewegt, bedacht werden, es geht um individuelle Wahrnehmung und notwendiges Recht, das für alle gilt. Eine offene Diskussion ist notwendig, um eine eigene Position zu finden. Das braucht Interesse, Zeit, Bildung und eine Debattenkultur. Christinnen und Christen können unterschiedlicher Meinung sein, das hält unsere Kirche aus! Aber sie können nicht einfach *Ja und Amen sagen*, das ist zu wenig. Da mutet uns das Evangelium mehr zu.

Gewissen bestimmt Handeln

Leitend bleibt für mich als Christin, das eigene Gewissen an der Bibel zu schärfen und in meinem Alltag danach zu handeln, im Bewusstsein des eigenen Versagens, so gut ich es vermag, in Bezug auf Gott, meine Mitmenschen und mich selbst. Auf diese Weise setzt sich um, was Jesus als das höchste Gebot bestätigt hat: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.« (Lk 10,27) Das ist ein Dreieck von Liebe, in dem ich mein Leben verantworten und gestalten

kann. Wenn ich das befolge, kann ich mein Gewissen erspüren, in mich hineinhören. Ich werde mich nicht ständig ablenken oder einschläfern lassen, sondern in dem Bewusstsein handeln, dass ich nicht perfekt bin und immer wieder an den eigenen Ansprüchen scheitere. Aber ich kann in Freiheit handeln, ohne Angst vor der Meinung anderer, vor Häme und Spott, vor Blogeinträgen oder Twitter-Schmähung. Mir scheint, dass viele Menschen heute mit Blick auf die mögliche Kommentierung handeln – bei Politikern ist es vielleicht der gefürchtete negative Kommentar in der Zeitung, bei anderen im Blog oder bei Facebook. Das bedeutet: Die mögliche Reaktion anderer bestimmt das Handeln und nicht meine innere Überzeugung.

Die Seligpreisungen können für mein Reden und Tun ein entscheidender Maßstab sein, der auch unabhängig davon macht, wie andere es beurteilen. Für mich sind sie einer der schönsten und eindrucklichsten Texte der Bibel:

Selig sind, die da geistlich arm sind;

denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig sind, die da Leid tragen;

denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die Sanftmütigen;

denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit;

denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen;

denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die reinen Herzens sind;

denn sie werden Gott schauen.

Selig sind, die Frieden stiften;

denn sie werden Gottes Kinder heißen.

*Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden;
denn ihrer ist das Himmelreich.*

*Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen
schmähen und verfolgen und allerlei Böses gegen euch reden
und dabei lügen.*

(Mt 5,3–11)

Wie anrührend, aufrüttelnd diese wenigen Sätze nach 2000 Jahren noch sind! Selig, ja, glücklich sind also alle, die noch etwas anderes denken können als das Vorhandene, das, was immer schon so war. Selig, wer andere Maßstäbe hat und nicht Leistung, Durchsetzungsvermögen, Gewinn und Ellenbogen an die erste Stelle setzt. Das Bild, das hier gezeichnet wird, steht im Kontrast zu dem, was wir aktuell sehen und vorfinden. Eine Gesellschaft, die lieben und trösten kann, Rücksicht nimmt, sich verständigen will.

Fazit

»Eine andere Welt ist möglich« – für mich beschreibt diese Aussage die Freiheit des Glaubens, über die Zwänge des Alltags, über meine Gewohnheiten hinauszudenken, Fragen zu stellen, nicht alles als gegeben hinzunehmen.

Mir geht es um eine Ermutigung zur Einmischung: An meinem Ort – deshalb führe ich möglichst viele Beispiele aus der eigenen Erfahrung an. Auf der Grundlage meines Glaubens – daher verweise ich immer wieder auf biblische Zusammenhänge. Im Kleinen wie im Großen – aus diesem Grund versuche ich, Alltagsgeschichten zu erzählen, die beides verbinden. So kann Widerspruch entstehen gegen das landläufige »Es ist nun mal so und lässt sich nicht ändern«.

Manchmal müssen wir mit der Vision der Bergpredigt einfach auf den Kopf stellen, was so pragmatisch und unveränderbar erscheint wie »Wachstum« und »Sicherheit«, damit neue Kreativität entsteht. Ja, diese Vision zeichnet eine Kontrastgesellschaft, die uns herausfordert, gegen den Strich zu denken. Das kann Kräfte freisetzen, froh und auch frei machen. Für jeden und jede von uns kann das nur ein kleiner Schritt sein, ein Einsatz, eine Entscheidung. Aber das kann beitragen zu einem großen Ganzen. Konstruktive Störfaktoren können Weltverbesserer sein, die offensiv nachfragen, mutig neue Wege gehen und sich durch Pragmatiker nicht irritieren lassen. Sie müssen nicht ermattet über all die »Du musst« oder »Du sollst« resignieren, sondern können fröhlich ihren Lebensweg gehen, weil sie von der Einladung wissen, bewusst zu leben. Dann macht Leben nicht nur Spaß, sondern auch Sinn. Und ist: mehr als *Ja und Amen*.

1. Freier, als du denkst



Der Gedanke der Freiheit war und ist für die Kirche der Reformation von zentraler Bedeutung. In seinem Text »Von der Freiheit eines Christenmenschen« hat Martin Luther das auf bis heute bemerkenswerte und anregende Weise ausgeführt. Es gibt diese Schrift in zwei Fassungen: Eine ist auf Deutsch geschrieben und bis heute eindrucklich, klar und direkt. Die lateinische Fassung wirkt komplizierter. Mit ihr sollte Luther auf Bitten von Karl von Miltitz, dem sächsischen Kammerjunker des Papstes, auf die Bannandrohungsbulle aus Rom reagieren und dezidiert zeigen, dass er auf dem Boden des Glaubens seiner Kirche steht.

Der Konflikt eskalierte jedoch, und es kam zu jener Konfrontation auf dem Reichstag in Worms. Am 18. April 1521 stellte sich Martin Luther mit seiner im Bibelstudium gefundenen Glaubens- und Gewissensfreiheit auf dem Reichstag zu Worms in Widerspruch zu Kaiser und Papst und verteidigte seine Schriften. Er hatte Angst gehabt, Selbstzweifel, war voller Fragen. In der Nacht vor seinem Auftritt auf dem Reichstag in Worms hat Luther intensiv gebetet und gerungen. Doch dann gab es diesen Punkt, an dem für ihn klar war: »Doch, das ist meine Position! Ich bin mit mir innerlich im Reinen.«

Seine Rede beendete er mit den Worten: »Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder einen klaren Grund widerlegt werde – denn allein dem Papst oder den Konzilien glaube ich nicht; es steht fest, dass sie häufig geirrt und sich auch selbst widersprochen haben –, so bin ich durch die von mir angeführten Schriftworte überwunden. Und da mein Gewissen in den Worten Gottes gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmög-

lich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.«¹ Zusammengefasst wird das mit den Worten »Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.« überliefert.

Mir ist sehr wohl bewusst, dass Martin Luther Schattenseiten hatte, dass seine Äußerungen über Juden ein fataler Irrweg waren.² Er hat die Bauern auf schreckliche Weise verraten, eine sogenannte Hexenverbrennung befürwortet und die Täufer verachtet, ja, zu ihrer Verfolgung beigetragen. Aber jene innere Haltung, dieser Mut aufzustehen, sich aufzubäumen, anderer Meinung zu sein, den bewundere ich zutiefst. Es hätte ihn das Leben kosten können – das Risiko ist er eingegangen, weil sein Gewissen ihn dazu bewegt hat.

Wo regt sich mein Gewissen? Was kann ich verantworten in meinem Leben, Reden, Handeln? Wann muss ich mich einmischen und darf nicht länger schweigen? Wer verantwortlich leben will, wird sich diese Fragen immer wieder stellen und bei der Auseinandersetzung mit den alten überlieferten Glaubenserfahrungen und im Gespräch mit anderen Antworten und auch eine Freiheit zum Handeln finden.

»Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.« – Das ist eine Haltung aus der Freiheit eines Christenmenschen heraus. Und genau diese hat bis heute nichts von ihrer Aktualität, von ihrer Brisanz verloren. Mit ihr haben Christinnen und Christen aller Konfessionen in der Vergangenheit immer wieder angesichts von lebensfeindlichen Ideologien und brutaler Unterdrückung ihre innere Freiheit bewahrt. Manche haben aus Glaubensüberzeugung ihr Leben riskiert.

Solche Freiheit berührt zuallererst Glaubensfragen. Das zu denken, war ein ungeheurer Durchbruch. Niemand kann mir sagen, was »richtiger« Glaube ist, sondern ich selbst muss lesen, denken, fragen – das macht es manches Mal anstrengend, gewiss.

Aber aus eben diesem eigenen Denken und Fragen, aus der Auseinandersetzung entsteht die Freiheit des Gewissens, die sich dann als verantwortliche Freiheit im persönlichen und öffentlichen Leben äußert. Wenn ich selbst eine Position errungen, vielleicht gar erlitten habe, dann finde ich auch den Mut, gegen Kritik und Anfechtung daran festzuhalten.

Vorgefertigtes nicht »schlucken« und vorgegebene Formeln nicht »nachbeten«, darum geht es. Freiheit im evangelischen Sinne ist nie der Libertinismus, mit dem Freiheit heute allzu oft verwechselt wird, sie ist nie die Trivialisierung von Traditionen, Werten und Standpunkten. Nein, zuallererst geht es um Freiheit in Glaubens- und Gewissensfragen, die sich entwickeln im Studium der Bibel, im Gespräch mit anderen. Daraus ergibt sich Weltverantwortung. Freiheit im evangelischen Sinne ist auch nie liberal im Sinne von absoluter Individualität, sondern sie weiß sich bezogen auf die gemeinsame biblische Grundlage und die Gemeinschaft, in der wir leben.

Dabei ist mir bewusst: Aus dem Zusammenhang gerissene biblische Verse können allenthalben benutzt werden, um dies oder das zu begründen. Es geht darum, sie im Kontext zu begreifen – im Kontext ihrer Entstehung, aber auch im Kontext unseres gegenwärtigen Lebens. Mir liegt daran, die Glaubenserfahrungen, die uns die Bibel überliefert, mit unserer Glaubenserfahrung heute in einen Dialog zu bringen, ohne biblische Texte zur »Moralkeule« mutieren zu lassen. Eine lebendige Auseinandersetzung ist das Ziel! Wie kann Glaube heute relevant werden, und wie helfen uns dabei die Zeuginnen und Zeugen des jüdischen Glaubens, wie die Erfahrungen der ersten Christinnen und Christen?

Für mich ist Luthers Haltung in Worms vor weltlicher und kirchlicher Macht das Symbol christlicher Freiheit. Es ist eine innere Grundüberzeugung, die sich vor Gott verantwortet, die

eigenen Gewissensentscheidungen an der Bibel misst und sie dann konsequent umsetzt. Es ist eine Freiheit, die für Luther das Ergebnis eines Bildungsvorgangs ist. Er hat die Bibel in die deutsche Sprache übersetzt, damit Menschen selbst lesen und verstehen dürfen, ihr Gewissen schärfen und nicht angewiesen sind auf Bilder und Übermittlung durch andere. In seinem Brief an »den deutschen Adel christlicher Nation« hat er Schulen für Jungen und – damals höchst innovativ – Mädchen aller sozialen Schichten gefordert, damit sie selbst lesen können, was uns überliefert ist. So entsteht christliche Verantwortung; an selbst errungenen Erkenntnissen orientiert sich christliche Haltung.

Sich auflehnen

»Der Führer lebt«, meldete das Radio am 20. Juli 1944. Bei allen, die gebangt hatten, weil sie beteiligt waren an der Vorbereitung des Attentats auf Adolf Hitler durch Claus Schenk Graf von Stauffenberg oder davon wussten, breitete sich Enttäuschung, Entsetzen und Angst aus. Mehr als zweihundert Beteiligte wurden hingerichtet. Auch Ehefrauen wurden inhaftiert, verloren Hab und Gut. Auch nach 1945 wurden die Kinder der Widerstandskämpfer noch lange als »Verräterkinder« stigmatisiert.

Das Attentat vom 20. Juli gilt heute als bedeutendster Versuch, sich aufzulehnen gegen das nationalsozialistische Terrorregime. Beteiligt waren vor allem Offiziere, die zunächst Hitlers Politik befürwortet hatten, aber angesichts der Gewaltverbrechen, die sie erlebten, entschlossene Gegner wurden. Ob der sogenannte Tyrannenmord gerechtfertigt war, darüber haben sie gestritten, und das bleibt eine aktuelle Frage bis heute. Einige wie Dietrich Bonhoeffer sahen die Tötung Hitlers als einzigen Weg, das Morden zu beenden. Andere wie Helmuth James Graf von Moltke

wollten sich an das fünfte Gebot halten: »Du sollst nicht töten«. Hingerichtet wurden sie am Ende alle, weil sie sich klar gegen das Regime gestellt hatten.

Freya von Moltke und Helmuth James Graf von Moltke hatten den Mut, in Kreisau an ein Europa der Gerechtigkeit, der Demokratie und des grenzüberschreitenden Miteinanders der Nationen zu denken, während Vertrauen zerstört war und alles in Schutt und Asche fiel. Sie ließen sich weder von der Ideologie des Nationalsozialismus verführen noch von der Angst vor dem Terrorregime lähmen. Bis zuletzt: Da konnte ein Richter Freisler noch so tönen – Helmuth James Graf von Moltke fühlte sich gehalten von der Liebe seiner Frau, von der gemeinsamen Vision und von Gottes Zuwendung. Was ist das für eine Freiheit, sich nicht von dem lähmen zu lassen, was scheinbar unabwendbar ist, sondern darüber hinauszudenken!

Es war aber auch die Freiheit zu lieben, die sie sich bewahrten, als sie durch Verhaftung und schließlich Hinrichtung getrennt wurden. Die Lektüre des Briefwechsels der beiden ist sehr anrührend, und als Freya von Moltke 2007 beim Gottesdienst aus Anlass des 100. Geburtstages von Helmuth James Graf von Moltke in Berlin anwesend war, konnten wir alle etwas spüren von der tiefen Verbundenheit über all die Jahrzehnte, ja, über den Tod hinaus. Die Liebe zweier Menschen zueinander war spürbar, eine Liebe, die auch von gemeinsamem politischem Denken, geteilten Visionen, Hoffnungen und gesellschaftlichen Zielen geprägt war.

Es gab auch anderen Widerstand, sehr viel früher. Ich denke an Elisabeth Schmitz, eine Lehrerin in Berlin. Sie verfasste 1935 ein Memorandum, das ein beeindruckendes Dokument einer Frau ist, die hellwach beobachtet und erkennt, wie der nationalsozialistische Ungeist um sich greift. So schreibt Elisabeth Schmitz über »Die Lage der Kinder«: »In einer kleinen Stadt werden den

jüdischen Kindern von den anderen immer wieder die Hefte zerissen, wird ihnen das Frühstücksbrot weggenommen und in den Schmutz getreten! Es sind christliche Kinder, die das tun, und christliche Eltern, Lehrer und Pfarrer, die es geschehen lassen!«

Mich beeindruckt, wie sie mit einem glasklaren Blick auf die Lage der Juden, das Verbrechen, das an ihnen begangen wurde, und auf das Versagen der Kirchen hinweist – und schon drei Jahre vor der Reichspogromnacht! Das Unrecht konnte schon früh gesehen werden, das berührt mich an ihrem Text besonders.

Gedenktage wie der zur Reichspogromnacht führen uns immer wieder vor Augen, dass wir wachsam sein müssen. Dass wir aus der Vergangenheit lernen und überlegen sollten, wo es heute gilt, hellwach zu sein und Unrecht nicht zu übersehen. Natürlich lässt sich das Leben in einem demokratischen Staat nicht vergleichen mit der Situation zu Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur. Allein: Sich nicht »in die Verantwortungslosigkeit hineinschläfern lassen«, wie Friedrich Siegmund-Schultze das einmal formuliert hat, das ist auch heute geboten.

Eine dritte Freiheit sehe ich darin, das Vergangene hinter sich lassen, neu anfangen und in Frieden zurückschauen zu können. Freya von Moltke beschreibt in ihrer Biografie eine Freiheit, die sich nicht im Grämen erdrücken lässt. Eine Freiheit, die nicht durch Vergeltungsdrang eingeengt wird. Eine Freiheit zur Versöhnung – mit der eigenen Biografie und mit anderen Menschen. 1945 nach Südafrika zu gehen – das war kein leichter Schritt. Die Rückkehr in »Adenauers Deutschland«, wie die Biografie die Jahre von 1956 bis 1960 überschreibt,³ war eine Enttäuschung, die Jahre in den USA aber waren offensichtlich ein Segen. Eine eigenständige Frau, die schließlich große Lebensenergie in ihr Anliegen steckte: die »Vergangenheit mit der Zukunft zu verknüpfen«. So entstand das neue Kreisau – ein Ort, an dem sich heute

Jugendliche aus Deutschland und Polen und darüber hinaus begegnen.

Diese drei Dimensionen der Freiheit – die Unabhängigkeit vom Zeitgeist, die Grenzen überschreitende Liebe zu einem Mitmenschen und das Loslassen von Lebenslasten –, die ich bei den Moltkes sehe, können wir auch heute umsetzen. Da geht es zunächst um den unabhängigen Blick auf die Welt. Ein Blick, der sich nicht vom Zeitgeist beeinflussen lässt, sondern versucht, von der Bibel her zu schauen und auch zu beurteilen, was geschieht. Geht es um den Aufbau der Gemeinschaft oder um Selbstsucht? Bin ich bereit, Beziehungen ernst zu nehmen und mit anderen zu ringen – um Miteinander, Vertrauen, Liebe, Solidarität? Und schließlich ist entscheidend, ob ich loslassen kann und neue Wege zu gehen vermag, auch wenn es schwerfällt, alte zu verlassen.

Freiheit ist vielfältig und oft ein Wagnis, damals bei den Moltkes, aber auch heute. Ich denke an ein Paar in meiner ersten Gemeinde. Sie übernahmen den elterlichen Hof und entschieden sich, den Betrieb in ökologische Landwirtschaft umzuwandeln. Das war ein harter Weg! Eltern und Schwiegereltern meldeten Zweifel an, im Dorf wurde kritisch und kontrovers diskutiert, ökonomisch war es eine Berg-und-Tal-Fahrt. Aber sie waren überzeugt, so für ihre Kinder verantwortlich zu handeln, sie haben es in ihrer Beziehung durchgestanden, und am Ende konnten sie nach vielen schweren Jahren sagen: Es war gut so. Die emotionale, körperliche und ökonomische Belastung war schwer zu tragen. Nicht alle haben die Kraft, ja, auch die tiefe innere Freiheit und die gegenseitige Liebe, solche Herausforderungen durchzustehen!

Luthers Freiheitsbegriff hat in der Tat große Konsequenzen nach sich gezogen. »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« als Parole der Französischen Revolution hat im Gedanken der Freiheit eines Christenmenschen durchaus Wurzeln. Am Ende ist der

Bogen bis zur Aufklärung zu spannen: Wage es, selbst zu denken! Die Kirchen haben diese Entwicklung nicht gerade befürwortet; manche verstehen die Aufklärung bis heute als »Verfall«, so etwa die russisch-orthodoxe Kirche, die den Kirchen der Reformation immer wieder Liberalisierung und angebliche Anpassung an den Zeitgeist vorwirft. Aber selbst denken, selbst urteilen – das sind reformatorische Errungenschaften! Wir können sie befürworten, denn christlicher Glaube meint nicht Angst vor dem Denken, sondern Ermutigung dazu! Daraus folgen Glaubensfreiheit und Religionsfreiheit, aber auch politische Freiheit, Meinungs- und Pressefreiheit.

Die Frage wird sein, ob Christinnen und Christen sich ihres Erbes bewusst genug sind, um energisch für die Freiheit einzutreten – für die eigene, aber auch für die Freiheit des anderen. Es geht zuallererst um die Freiheit des Glaubens, sich von den gesellschaftlichen Vorgaben zu lösen. Der Zöllner, zu dem Jesus kommt, kann die Angst um »das Haben« verlieren. »Der Ruf«, »die Beurteilung«, »der Status«, sie werden zweitrangig, weil Gott uns Status, Ruf und Lebenszusage gibt. Das ist Freiheit.

In der Konsequenz geht es um Freiheit des Gewissens. Sie bringt Religionsfreiheit und Meinungsfreiheit mit sich, weil ich anderen zugestehen kann, dass sie anderer Meinung sind. Ich kann die Angst davor verlieren, dass »meine Wahrheit« von anderen nicht geteilt wird, und ihnen das Recht zugestehen, andere Wege zu finden. Für mich ist Jesus Christus »der Weg, die Wahrheit und das Leben«, aber ich habe die Freiheit zu sehen, dass andere Menschen andere Wege und Wahrheiten für sich sehen. Das lateinische Verb *tolerare* meint *ertragen*. Es geht um ein Aushalten von Verschiedenheit, um die Freiheit, meinen Glauben zu bekennen, ohne Angst, dass andere Überzeugungen meinen Glauben und mich selbst infrage stellen.

Heute gehe ich an einem jüdischen Kindergarten oder an einer Synagoge vorbei und sehe mit Schrecken, dass sie durch Polizei geschützt werden müssen. Das kann doch nicht wahr sein, dass wir noch immer nicht gelernt haben, in Frieden in unserem Land zusammenzuleben!

Als Christin ist mir bewusst, wie entsetzlich viele Christen in der Welt verfolgt werden, im Irak, in Indonesien, in etlichen Ländern Afrikas. Genau deshalb werde ich mich dafür einsetzen, dass Menschen anderer Religionen in unserem Land frei ihren Glauben praktizieren dürfen.

Mich bedrückt, dass Religion immer stärker als Faktor der Konfliktverschärfung gesehen wird. Da zerstören Fundamentalisten, was über lange Zeit an Vertrauen aufgebaut wurde. Wir brauchen endlich eine Gemeinschaft der religiösen Menschen, die klarmacht: Wir lassen uns nicht missbrauchen für Macht, Gier und Gewalt! Wir stehen zusammen auf für Respekt und Menschenwürde.

Es gibt leider religiösen Irrsinn in der Welt. Aber es gibt auch viele Beispiele von Menschen, die sich über Grenzen hinweg die Hände reichen und gegenseitig für die Freiheit des anderen eintreten. Von denen sollten wir viel mehr sprechen.

Befreiende Sichtweisen

Nicht im Perfekten, sondern im Verletzlichen sind wir Gott nah. In unseren schwersten Stunden können wir auf unser Gottvertrauen und auf das Vertrauen in Mitmenschen setzen. Nicht Karriere, Konsum und »Kohle« sind entscheidend, sondern Bindung, Beziehungen und Bibel. Wenn wir hier investieren, sind wir langfristig viel stabiler als alles, was irgendein Markt oder eine Börsennotierung uns vermeintlich an Sicherheit zusagen

können. Salopp gesagt: Auf der »Drei-B-Basis« kann Vertrauen wachsen, in Gott und auch ins Leben.

Luthers Doppelsatz ist dafür besonders eindrücklich: »Der Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan. Der Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.« Über die Jahrhunderte hinweg ist das eine Kurzbeschreibung eines Spannungsverhältnisses. Da wird gerungen um die rechte Balance.

Die Freiheit eines Christenmenschen ist einerseits ganz ohne Voraussetzung, schlicht von Gott geschenkte Freiheit. Und doch ist sie nicht ohne Folgen. Niemandem untertan – wie wichtig ist das auch heute! Ganz gleich, was die Menschen sagen, egal, wo ich auf der Hierarchieleiter eingestuft werde – Gott sagt mir Lebenssinn zu. Der sterbende alte Mann ist nicht weniger wert als der millionenschwere Fußballprofi. Das schöne Model auf dem Laufsteg zählt nicht mehr als das schwerstbehinderte kleine Mädchen. In solcher Glaubenssicht der Welt zählt ein Mensch jüdischen Glaubens nicht weniger als ein Christ, und ein Muslim ist aus dem Blickwinkel des Glaubens betrachtet nicht weniger Geschöpf Gottes mit eigener Würde als ein Mensch ohne religiöse Überzeugung. Jeder Mensch hat eine eigene Würde, weil jeder einen Schimmer des Ebenbildes Gottes in sich trägt. Gott sagt mir Bedeutung zu, nicht die Erfolgskategorien dieser Welt. Das ist Luthers Erkenntnis. Und sie wirkt befreiend, auch heute!

Aber die Freiheit eines Christenmenschen beinhaltet eben auch, allen untertan zu sein. Nein, nicht duckmäuserisch und angepasst, sondern mit Empathie engagiert für den Nächsten und deshalb interessiert an der Welt. So können Christinnen und Christen heute an ihrem Ort wirken: klar und weltoffen, für Gerechtigkeit und Frieden und Schöpfungsbewahrung. Weil sie innerlich frei sind, können sie gegen den Zeitgeist handeln – sie

wissen sich dennoch untertan der Sache des Reiches Gottes mit-
ten in der Welt.

Christliche Freiheit, von der Paulus spricht, und reformatori-
sche Freiheit, von der Luther redet, sie sind hochaktuell.

Gebildeter Glaube

Es geht um errungene Freiheit! Dass Bibellesen heute die Aus-
nahme ist, ist vor allem im Heimatland der Reformation ein
Trauerspiel! Luther hat die Tragweite von Selbstlesen und Hören
erfahren und deshalb die Bibel in die deutsche Sprache übersetzt,
um allen die eigene Auseinandersetzung mit dem Text zu ermög-
lichen und nicht nur den Gebildeten, die der lateinischen Spra-
che mächtig sind. Manche seiner Universitätskollegen haben dies
abschätzig als unwissenschaftlich angesehen. Aber lesen dürfen,
nachfragen, andere um Rat bitten, miteinander um Antworten
ringen – das ist die Grundlage christlichen Lebens seit jenem
Reisenden, von dem die Apostelgeschichte berichtet.

Wenn mich jemand fragt, wo oder wie denn anzufangen sei,
rate ich: Lesen Sie erst einmal das Markusevangelium. Dieses
schildert kurz und knapp die Geschichte Jesu. Danach folgen am
besten Matthäus und Lukas. Wer alle drei Evangelien gelesen hat,
versteht: Hier wird die gleiche Geschichte berichtet, wenn auch
mit unterschiedlichen Akzenten. Auf dieser Grundlage wird
auch das Johannesevangelium dann mit seinem ganz eigenen
Blick wahrnehmbar. Danach kann die Apostelgeschichte folgen,
in der Lukas von den ersten Gemeinden erzählt, schließlich die
Briefe des Paulus, teilweise schwere Kost. Und dann natürlich
gern und mit Lust und Liebe die Vätergeschichten im ersten Buch
Mose oder die Propheten des hebräischen Teils der Bibel. Fang
an! Lies selbst. Und dann schau, was diese Texte in dir bewegen,

welche Fragen sie aufwerfen, wer dir Rat geben könnte, mit wem du dich austauschen magst. Ich bin überzeugt, eine Frage löst eine andere aus, das können spannende Gespräche werden!

Mich fasziniert immer wieder, wie wichtig Bildung für alle Reformatoren war. Melancthon war Lehrer aus Leidenschaft. Ulrich Zwingli lernte Griechisch, um das Neue Testament im von Erasmus von Rotterdam editierten Urtext lesen zu können. Er selbst besaß die für damals sehr große Zahl von 100 Büchern und gründete in seiner Glarner Pfarrei 1510 eine Lateinschule. Und dann das Genfer Kolleg, von Johannes Calvin gegründet, das die reformierte Bildungsbewegung in viele Regionen Europas brachte!

Das war und bleibt reformatorisches Anliegen: denken, reflektieren, nachdenken, verstehen können, fragen dürfen. Stattdessen wird der Religion bis heute die Haltung unterstellt: nicht fragen, schlicht glauben! Fundamentalismus – ob jüdischer, christlicher, islamischer oder hinduistischer Prägung – mag Bildung und Aufklärung nicht. Jedweder Ausprägung von Fundamentalismus stellt sich eine Kernbotschaft der Reformation entgegen: selbst denken! Frei bist du schon durch die Lebenszusage Gottes. Im Gewissen bist du niemandem untertan und unabhängig von Dogmatik, religiösen Vorgaben, Glaubensinstanzen. Vielleicht ist einer der wichtigsten Beiträge der Reformation, dass es ihr um gebildeten Glauben geht, einen Glauben, der verstehen will, nachfragen darf, auch was das Buch des christlichen Glaubens betrifft, die Bibel. Es geht nicht um Glauben allein aus Gehorsam, aus Konvention oder aus spirituellem Erleben. Sondern es geht um das persönliche Ringen um einen eigenen Glauben.

Luther regte in seinem Brief an den »christlichen Adel deutscher Nation« die Volksschule für alle an. Er wollte, dass jeder Mensch gebildet sein kann, gleich welcher Herkunft, gleich welchen Geschlechts. In einem Land, in dem heute junge Leute ohne

Schulabschluss chancenlos sind, ist das eine hochaktuelle Botschaft! Gerade erst wird wieder belegt, wie eng soziale Herkunft und Bildungsabschluss in Deutschland zusammenhängen. »Laut dem jüngsten OECD-Bericht haben 22 Prozent der jungen Menschen in der Bundesrepublik nicht das Bildungsniveau ihrer Eltern. Nur 24,4 Prozent der Jüngeren schafften einen höheren Bildungsabschluss, als ihn Vater oder Mutter besitzen. In anderen Industrienationen gelingt das im Schnitt mehr als 40 Prozent.«

Selbst lesen können, verstehen, nachdenken, sich eine Meinung bilden – das war damals revolutionär. Und vielleicht müssen wir sagen, dass das fast 40 Jahre nach der Einführung des Privatfernsehens angesichts von *TikTok* und *YouTube*-Shorts heute auch wieder revolutionär ist! Es scheint sich alles zu verflachen. Manchen erscheint das Christentum in seiner reformatorischen Variante anstrengend, zumal in einer Medienwelt schwer vermittelbar. Wo kommen wir denn hin, wenn jeder nachfragen und sich eine eigene Meinung bilden soll? Da ist die glasklare Meldung schnell dahin. Aber diesen Preis müssen die Kirchen der Reformation zahlen. Vielfalt und Freiheit sind ihre Grundlagen. Sie haben längst gezeigt, dass das Wort öffnet, hin zum eigenen Fragen, Denken, Interpretieren, Stellungnehmen. Allerdings nicht anonym, ohne zum eigenen Wort zu stehen, wie es heute in Blogs so oft geschieht, sondern offen, frei und mit Namen, selbstbewusst. Und: mit Respekt für andere Meinungen und nicht in menschenverachtendem Ton, wie er dort manches Mal ebenso herrscht. Eigenes Denken sollte es aber in der Tat sein. O ja, das kann am Ende möglicherweise auch politisch sein, provokativ, vielleicht sogar einseitig.

Vor einiger Zeit erreichte mich eine Mail, die mit dem unfreundlichen »Sie verf... Kirchenziege« begann und sich in diesem Ton weiterentwickelte. Es war eine wüste Beschimpfung unter der Gürtellinie, bei der mir sämtliche Verfehlungen der Kirche vorge-

worfen wurden und ich als bescheuerte Weltverbesserin verächtlich belacht wurde. Der Mail selbst war nicht zu entnehmen, wer der Schreiberling war.

Nur, wie es manchmal so ist im Leben und im Tempo des elektronischen Zeitalters immer wieder passiert: Da entstehen Unachtsamkeiten. Der Herr hatte – für ihn dummerweise – vergessen, ganz unten auf der Mail seine persönliche Adresse zu löschen, mit der er aufforderte, falsch geleitete Mails unverzüglich zu löschen. Peinlich, peinlich ...

Meine Mitarbeiterin hatte eine grandiose Idee: Wir haben die Mail ausgedruckt und auf offiziellem Briefpapier einen höflichen Brief an den Mailwüstling geschrieben: »Sehr geehrter Herr XY, folgende Mail hat uns unter Ihrem Namen erreicht. Hierüber wollte ich Sie umgehend informieren, damit Sie wissen, für welche im Ton vulgären Mails Ihr Name benutzt wird. Ich denke, Sie sollten dem nachgehen, es könnte ja sein, dass noch andere derartige Mails in Ihrem Namen herausgehen. So etwas ist ja rufschädigend.« Und was passierte? Ich erhielt einen äußerst höflichen Brief zurück, dass Herr XY diesen Vorfall außerordentlich bedauere und umgehend juristisch dagegen vorgehen werde, dass derart inakzeptable Schreiben in seinem Namen versandt werden.

Offen gestanden bin ich überzeugt, dass diese Mail von dem Herrn stammte. Der Vorgang aber zeigt: Wenn Menschen meinen, durch Anonymität geschützt zu sein, lassen sie »die Sau raus«. Ein Blick in Blogs genügt. Es ist unfassbar, wie Menschen da über andere ablassen, urteilen, mit welchem Vokabular sie sich äußern. Schauen sie dem anderen in die Augen, müssen sie selbst zeigen, wer sie sind, dann würden sie das gewiss nicht tun.

Vieles am Internet schätze ich sehr. Du kannst sehr schnell Informationen finden und manches online erledigen, was früher viel Zeit erfordert hat. Aber es gibt definitiv auch einen Kultur-

verlust, und der liegt in der anonymen Kommunikation. Da rotzen sich Menschen geradezu aus. Sie sprechen über andere in einer Tonlage, die sie niemals wagen würden, wenn sie jemandem dabei ins Gesicht schauen müssten. Da werden andere verächtlich gemacht, geradezu gemobbt, und manche Schreiberlinge scheinen alles hinter sich zu lassen, was sie je an anständigen Umgangsformen hoffentlich gelernt haben. Manchmal denke ich: Hättest du dir ein bisschen Zeit genommen, bevor du »senden« gedrückt hast, wäre es besser gewesen.

Wie wäre es mit: Erst denken, dann senden? Oder nur das zu schreiben, was ich einem anderen auch von Angesicht zu Angesicht sagen würde? Das würde sicher den Stil der Kommunikation erheblich verbessern. Im achten Gebot heißt es: »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.« Im Kleinen Katechismus erklärt Martin Luther das so: »Wir sollen unseren Nächsten nicht belügen, verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.« Das klingt ziemlich aktuell, finde ich.

Sinnsuche

Es gibt offenbar eine verbreitete Angst, das Leben könne keinen Sinn haben. Da gilt nicht länger der Satz, mit dem der Philosoph René Descartes die Aufklärung einleitete: »Ich denke, also bin ich.« Sondern: »Ich bin im Fernsehen, also bin ich.« Und dafür setzen sich Menschen sogar Demütigungen aus, die vielleicht ihre Bekanntheit steigern im Sinne von »bekannt und belächelt«, aber kaum Ruhm im positiven Sinne von »geschätzt und gerühmt«. Daran hat das Internetzeitalter einen gewichtigen Anteil. Der Journalist Jochen Mai sagt: »Aus dem Bonmot ›Es geht nicht darum, was du weißt, sondern wen du kennst‹ hat das Web längst

eine neue Ableitung geformt. Sie lautet: »Es geht nicht darum, wen du kennst, sondern darum, wer dich kennt.«⁴

Ich denke an den vermeintlichen Ruhm der DSDS-Stars. Mehr als 30 000 Menschen haben sich für manche Staffeln beworben! Für die meisten scheint es eher unklug zu sein, sich derart zu präsentieren und so der Lächerlichkeit preiszugeben. Ähnliches gilt für das sogenannte Dschungelcamp. Dass ein Mensch meint, durch Kakerlakenschlucken, Nacktheit oder ein Sichbewerfenlassen mit Fäkalien zu Ruhm zu gelangen, hat mit Klugsein nichts, aber auch gar nichts zu tun. Ruhm in der Mediengesellschaft ist also ganz offensichtlich ein zweischneidiges Schwert, eine sehr ambivalente Sache, der ein Mensch sich besser entziehen sollte. Das wäre in der Tat klug, denn Freiheit oder Lebenssinn findet er so ganz offensichtlich nicht.

Das hebräische Verb für »Gott lobsingend« heißt *hallel*. Davon leitet sich der Begriff »Halleluja« ab. Und das ist wohl die zentrale Aussage der Bibel: Es geht darum, Gott zu rühmen! Für jemanden, der mit Glauben wenig anfangen kann, ist das sicher schwer zu verstehen. Vielleicht lässt es sich so erklären: Wenn ich auf Gott schaue, werde ich selbst weniger wichtig. Es lenkt meinen Blick weg von der ständigen Konzentration auf mich selbst. Ich freue mich daran, dass Gott mir das Leben schenkt, in dieser Welt erfahrbar ist und meinem Leben Sinn gibt, der mich auch durch das Sterben hindurchtragen kann. Das befreit von diesem ewigen Auf-mich-selbst-bezogen-Sein. Und es kann auch meinen Blick auf die Gesellschaft verändern. Ich blicke anders hin, habe die Kontrastgesellschaft der Bergpredigt im Sinn, die ganz andere Prioritäten setzt als Ruhm und Glamour.

Unser Leben, das Handeln der Kirche, prachtvolle Gotteshäuser – das alles dient nicht dem Ruhm oder Ansehen der Menschen, der Institution, des Architekten oder Geldgebers, sondern: *solī deo*

gloria, allein der Ehre und dem Ruhm Gottes. Wir finden Sinn, indem wir Gott rühmen! Das schenkt auch Freiheit: Ich muss den Sinn nicht in mir, meinem Erfolg oder Ruhm suchen, sondern finde ihn darin, dass ich einstimmen kann in das Lob Gottes, der mein Leben geschaffen hat.

Dazu passt, dass Jesus nicht gerade eine Erfolgstruppe um sich geschart hat. Bei einer Castingshow für vermeintliche Superstars oder Supertalente wären wohl so ziemlich alle durchgefallen. Die Söhne des Zebedäus ringen darum, wer Jesus am nächsten ist. Simon Petrus wird leugnen, Jesus gekannt zu haben, und Maria Magdalena hat einen zweifelhaften Ruf. Aber genau diesen fehlbaren Menschen sagt Jesus Sinn zu. Genau diese Menschen werden im Glauben an ihn innere Freiheit und Kraft finden. Das wird ihre Freiheit gegenüber allen Anfeindungen ausmachen. Folgen wir nach! Wir müssen nicht die Tollsten, Erfolgreichsten, Schönsten sein, sondern wir können uns als Christinnen und Christen mit all unseren Schwächen erhobenen Hauptes in diese Tradition stellen.

Vor einigen Jahren wurde jemand telefonisch zu mir durchgestellt. Als ich mich gemeldet hatte, sagte er: »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich der Messias bin!« Nach kurzem überraschtem Schweigen sagte ich: »Oh, der ist aber meinem Glauben nach schon mit Jesus in die Welt gekommen!« Er darauf: »Und wer bin ich dann?« »Wie wäre es mit: ein Nachfolger Jesu?«, schlug ich vor. Der Mann war offenbar zufrieden und sagte: »Danke, das geht auch.« Und dann legte er auf. Jesus nachzufolgen scheint immer noch eine überzeugende Lebenshaltung zu sein ...

Zu Geld sind diejenigen, die Jesus nachfolgten, nicht gekommen. In den Seligpreisungen steht auch nicht, dass Geld glücklich macht. Das aber ist heute das für die meisten Menschen erstrebenswerte Lebensziel: Geld verdienen und konsumieren können. Natürlich ist es wichtig, meine Familie, mich selbst ernähren und versorgen

zu können. Problematisch wird es, wenn darin Sinn gesucht wird und die Vorstellung herrscht: Der Mensch ist, was er verdient. Wer nicht mithalten kann, wird nicht respektiert. Ein für mich eher gruseliges Weltbild!

In den USA habe ich eine Kirche besucht, deren Bischof drei Millionen Dollar Jahresgehalt erhält und die ihren Missionserfolg durchaus in Einnahmen und Kirchenbauten misst. Als das kritisch hinterfragt wurde, war die Antwort: »But Jesus was rich himself.« Aber bei Jesus geht es definitiv nicht um Geld und Macht! Es geht darum, sich selbst zu finden und Gott zu finden. Oder Gott zu finden und so zu sich selbst zu finden und den eigenen Lebenssinn zu erkennen. Oder zu erkennen, dass Gott mich schon gefunden hat, bevor ich zu suchen anfing. Das macht frei. Und so kannst du erleben: Du bist freier, als du denkst! Da fangen Fischer einfach an zu predigen, und Frauen werden zu Gemeindeleiterinnen. Das ist von Anfang an im Christentum so.

Ja und Amen zu sagen ist allzu leicht. Sich anpassen oder wegducken ebenso. Ich bin überzeugt, unser Glaube fordert mehr von uns: Lies nach! Denk selbst! Zieh die Konsequenzen und übernimm Verantwortung für dein Leben und unsere Welt. Das ist nicht Druck, sondern macht Sinn. »Meine Zeit steht in deinen Händen«, heißt es in Psalm 31. Das meint doch: Aus Gottes Hand erhalte ich Lebenszeit geschenkt. Wie lang sie währen wird, weiß ich nicht. Aber ich will sie nutzen in Gottvertrauen und für die Gemeinschaft. Auch wenn ich an Gottes Geboten ebenso wie an meinen eigenen Ansprüchen so manches Mal scheitern mag, geht doch dieser Sinn nicht verloren. Ich bin frei zur Gestaltung und frei zum Neuanfang. Am Ende möchte ich diese Lebenszeit zurück in Gottes Hand legen können mit dem Gedanken: Ich habe die mir geschenkte Freiheit so gut und verantwortlich wahrgenommen, wie es mir möglich war.

2. Von der Last der Erwartungen



Viele Menschen scheinen permanent beschäftigt, es ist schwer, Zeit füreinander zu finden – glücklich wirken wenige. Viele sind offenbar erdrückt von Erwartungen: Beruflich wird Höchstleistung erwartet, Mails türmen sich stündlich und sind nur schwer zu ignorieren, der Haushalt will bewältigt sein, die Familie braucht Zeit, und Zeit ist knapp, sogar für sich selbst.

Mit einer Freundin sprach ich vor einiger Zeit darüber, wie geregelt die Sonntage in unserer Kindheit waren. Nach dem Frühstück ging es in die Kirche, nach dem Mittagessen gab es einen Spaziergang, und nachmittags wurde Kaffee getrunken. Das begann um 15 Uhr, der Kuchen wurde am Samstag gebacken; die eine oder andere Tante kam vorbei – ohne vorherige Verabredung! Wir saßen einfach zusammen. Keiner sprang auf, um schnell mal zu telefonieren, eine WhatsApp zu schicken oder Mails abzurufen. Was haben wir nur mit all der uns zur Verfügung stehenden Zeit gemacht? Niemand hatte das Gefühl, sie wäre vertan. Es wurden meist keine tiefgründigen Gespräche geführt; es war schlicht Kaffeezeit. Irgendwie war das auch Schonzeit, wie so manche Rituale sie ermöglicht haben: keine Wäsche waschen am Sonntag oder »zwischen den Jahren«, kein Kino in der Passionszeit, schlafen gehen um 22 Uhr, denn »der Schlaf vor Mitternacht ist der beste«, wie meine Mutter uns immer wieder gesagt hat.

Heute würde viele in einer solchen Situation Unruhe befallen. Wir verabreden uns von 15 bis 16 Uhr auf einen Kaffee und tragen das Tage, ja, Wochen vorher in den Terminkalender ein. Auch in den Restaurants bimmelt und schnurrt während des

Essens oft ein Handy nach dem anderen. Immer muss etwas offenbar sofort erledigt oder beantwortet werden. Die Waschmaschine läuft, der Trockner wird bestückt, sobald es nötig scheint. Während Menschen früher einen Brief geschrieben haben, ihn zum Briefkasten brachten und dann in Ruhe auf eine Antwort warteten, bekomme ich heute nach zwei Stunden eine empörte Mail, warum um Himmels willen ich noch nicht auf die Anfrage reagiert habe. Das Lied »Muss nur noch kurz die Welt retten« von Tim Bendzko bringt das wunderbar auf den Punkt.

Sosehr wir bei dem Lied auch lächeln mögen, oft ist solches Leben längst Realität. Es gibt Menschen, die für ihren Beruf, ihre Sache den ganzen Tag engagiert sind – völlig absorbiert von dem, was sie tun. Viele sind so im Schaffens- oder Aktivitätsrausch, dass sie nicht mehr wissen, wofür sie eigentlich Tag und Nacht arbeiten. Sie merken gar nicht, wie die eigene Lebenszeit ihnen durch die Hände rinnt, sie die wichtigsten Dinge im Leben, die sich eben nicht kaufen lassen, verlieren: Beziehungen, Liebe, Zuwendung, Vertrauen. Zeit darf nicht mehr »vertrödelt« werden – ein altmodischer Begriff, ich weiß! Doch so verlieren wir den Rhythmus zwischen Schaffen und Ruhen. Genau diesen Rhythmus hat das dritte biblische Gebot im Sinne: »Du sollst den Feiertag heiligen.« Es ist kein Verbot, sondern das Angebot für ein anderes Leben, eines, das Prioritäten setzen kann und heilsame Rhythmen kennt, ja, etwas wie Muße kennt.

In dem Gebot geht es nicht zuallererst darum, dass Gott diesen Tag braucht, damit wir ihn loben und ehren. Nein, es geht um den Menschen, der Zeit braucht, um sich auf das Wesentliche im Leben zu besinnen. Es geht um den Menschen, der Zeit benötigt, in der er nicht arbeitet, sondern der Seele Raum gibt, frei ist von Druck, sich mit Freunden trifft, nachdenkt, spazieren geht, Leerlauf zulässt. Und ja, auch zum Gottesdienst geht, sich einbringt in das Lob Gottes

rund um die Erde, ohne dass ein irgendwie gearteter Zweck dahintersteckt. Eine Gesellschaft, die um eines vermeintlichen Wirtschaftswachstums willen solche Rhythmen abschaffen will, wird irgendwann einem kollektiven Burn-out-Syndrom erliegen, wird vor Erschöpfung und Verlust von Sinn und Ziel zusammenbrechen.

Ich muss zugeben: Mir fällt Muße auch schwer. Keine Mails abrufen, das Handy abschalten – ich will das allerdings auch nicht schon wieder als Zwang ansehen, nach dem Motto: Aber im Urlaub darfst du das Laptop nicht anwerfen! Eine Balance scheint mir erstrebenswert, eine Gelassenheit, die weiß, dass nichts, was ich tue, und nichts, was ich heute versäume, gleich »die Welt rettet« – oder eben nicht.

Schaden an der Seele

Eine Therapeutin sagte mir, »Burn-out« sei ein Begriff, den es nur im Deutschen gebe – absurderweise ein Anglizismus! Letzten Endes sei Burn-out eine Depression. Wer Burn-out habe, werde in unserer Gesellschaft als gestresster Vielarbeiter anerkannt, wer dagegen depressiv sei, müsse mit Verachtung und Ausgrenzung rechnen. Gerade das aber ist doch deprimierend! Warum darf niemand klarmachen, dass er dem Druck nicht mehr standhält, Schwäche zugeben? Wer das tut, muss mit einer gewissen Verachtung rechnen.

Die »Macher« rasen um den Globus, scheinen 24 Stunden am Tag zu arbeiten, bewegen Millionen Euro locker hin und her über die Märkte der Welt. Und doch wirken sie oft haltlos, wurzellos. Ich sehe sie im Fernsehen und frage mich: Welcher Mensch steckt dahinter? Welche Gefühle, Lebensziele hat er? Was treibt ihn wirklich an, was macht diesen Menschen im Innersten aus? Wo sieht er Sinn?

Daueranspannung und damit gleichzeitig Dauererschöpfung scheinen um sich zu greifen. Da sind zum einen die vielen Anforderungen an unser Leben. Das gilt sicher besonders in der sogenannten Rushhour zwischen Mitte zwanzig und Mitte vierzig, wenn wir beruflich gefordert sind, eine Familie gründen, Eltern begleiten sollen. In diesen Jahren hatte ich manchmal den Eindruck, nur weitermachen zu können, wenn ich nicht anhalte. Einmal pausiert, dann findest du keine Kraft mehr, das Tempo wieder aufzunehmen. Der Tagesablauf berufstätiger Eltern kennt keine Pause. Kinder sind eine Daueranforderung an deine Präsenz und Kraft. Und wer Angehörige versorgt oder pflegt, kann nicht einfach mal unterbrechen. Dabei ist es doch wunderbar, Kinder zu erziehen und für Eltern Zeit zu haben! Aber wir müssen und dürfen auch sehen, dass es viel Kraft kostet.

Vielleicht ist es erst einmal wichtig, die eigene Erschöpfung wahrzunehmen. Mir selbst zuzugestehen, dass ich nicht mehr kann. Und mich auf die Suche nach einer Kraftquelle zu machen.

Als meine Kinder klein waren, lebte meine Mutter eine halbe Stunde Autofahrt entfernt und war gerade in den Ruhestand getreten – ein Segen für mich! Wenn ich völlig verzweifelt war, weil ich nicht wusste, wie ich beispielsweise die Sonntagspredigt zustande bringen oder mit meiner Doktorarbeit weiterkommen sollte, kam sie und nahm mir für drei, vier Stunden die Kinder ab. Das war wie ein Glückshormon! Die Tür zumachen können und wissen: Den Kindern geht es gut, du kannst dich jetzt ganz entspannt an den Schreibtisch setzen. Und meine Mutter sagte oft, dass sie glücklich war, das leisten zu können.

Eine solche Großmutter braucht eigentlich jede Mutter – oder auch gern einen Großvater! Es geht darum, dich einmal zurückziehen zu können. Danach hast du auch wieder Lust zum Legobauen oder Kinderbüchervorlesen. Der Gottesdienst hatte früher

eine solche Rückzugsfunktion: Frauen durften einfach nur still sitzen. Aber der Rückzug war eben auch Konzentration, Kraftquelle, Stärkung der Seele, Erleben von Gemeinschaft! Auch heute kann ein Gottesdienst das bewirken: sich tragen lassen von Musik und alten Versen, sich anregen lassen von Texten und ihrer Interpretation. Weit weg sein von Alltagszwängen oder gerade diese bedenken und neu sortieren. Liturgie und Gottesdienst sagen auch: Ich kann mich fallen lassen in eine Tradition, die mich hält und trägt, ohne Entscheidungen, ohne Kampf, ohne Diskussion. Und so kann ich gestärkt zurückgehen in den Alltag der Welt.

Die Erschöpfung rührt aber eben daher, dass unser Leben ganz über Leistung definiert wird. Nur wer viel leistet, ist angesehen, beziehungsweise nur, wer an einem bezahlten Arbeitsplatz viel leistet. Dass die jüngere Generation eine Balance zwischen Arbeit und Privatleben fordert, ist gut nachzuvollziehen.

Für die Stärkung des Selbstwertgefühls auch noch fortwährend zu sagen, wie voll der eigene Kalender ist, das ist doch auch absurd. »Keine Zeit« – das ist für manche fast ein Indiz für Bedeutsamkeit geworden. Wer traut sich denn schon, zu sagen: »Ach, ich hab nicht viel zu tun, mir geht es gut«? In einer Fernsehsendung ließ ein Politiker, der sterbenskrank war, seinen Terminkalender einblenden, wohl um zu zeigen, dass er trotz Krankheit voll leistungsfähig war. Mich hat das irritiert – vielleicht hätte seine Familie jetzt intensive Zeit mit ihm gebraucht. Oder er intensive Zeit für sich selbst?

Leistung definiert in unserer Gesellschaft offenbar den Menschen. Und gleichzeitig wird das ganze Leben ökonomisiert. Es muss sich alles rechnen. Und alles muss perfekt sein. Eine junge Frau erzählte mir, ihre Ehe sei daran gescheitert, dass sie dem

Perfektionsdruck ihres Mannes nicht entsprechen konnte. Sie sollte eine bessere Stelle haben, schlanker sein, mehr Sport treiben, besser sein im Bett und größere Brüste haben. Das heißt, auch das Aussehen und das Beziehungsleben werden zum Stressfaktor. Selbst dort soll alles perfekt laufen: richtige Figur, entsprechende Kleidung, sportlich sein, gebildet, Zeitung lesen, mithalten können, interessant sein im Kollegenkreis – dafür reichen aber 24 Stunden am Tag eigentlich nicht. Mit all der Selbstoptimierung entsteht Dauererschöpfung. Und manche müssen sich eingestehen: »Ich kann einfach nicht mehr!«

Die neuen Medien erhöhen den Druck noch zusätzlich. George Orwell hätte sich wohl nicht träumen lassen, wie sehr sein Roman *1984* Wirklichkeit werden würde. Nicht nur »Big brother is watching you«, alle überwachen dich. Einmal sah ich eine Werbung für ein neues Handy. »Du fragst: ›Wo ist Tom?‹ Und dein Handy sagt: ›Ich glaube, Tom ist gerade hier!‹« Da gruselt es mich! Ich möchte nicht, dass jeder weiß, wann und wo ich bin. Sosehr ich mich freue, wenn mir das Handy in einer fremden Stadt den Weg weist, so schnell schalte ich die Ortungsfunktion danach auch wieder aus.

Viele Menschen tragen selbst dazu bei, dass Orwells Horrorvision von der totalen Transparenz beziehungsweise Überwachung Wirklichkeit wird. Sie schreiben bei Facebook oder Instagram (fast) alles über ihr Leben und stellen Bilder ein, die ich allenfalls im engen Freundeskreis zeigen würde. Und all das schaut sich dann ein potenzieller Arbeitgeber vor der Einstellung an. Was ist das für ein Mitteilungsbedürfnis, das nicht mehr zwischen »privat« und »persönlich«, zwischen »intim« und »öffentlich« unterscheiden kann?

Ein besonderes Problem ist, dass »öffentliche« Personen Persönliches nicht ganz aus der Öffentlichkeit heraushalten können.

Aber Privates schon. Meine Brustkrebserkrankung und unsere Scheidung konnte ich nicht geheim halten: Eine Bischöfin kann nicht zwei Monate alle Termine absagen, ohne das zu erklären. Und sie kann auch nicht ihren Mann kommentarlos »verschwinden« lassen. Die Landeskirche hat damals die Fakten als Pressemeldung mitgeteilt, aber über die Umstände der Scheidung etwa habe ich nichts erzählt. Und die Reporterin, die versuchte, am Tag meiner Krebsoperation in mein Zimmer zu kommen, hat die Krankenhausleitung dankenswerterweise hinausbefördert ...

Es ist daher zu überlegen, ob wir dulden wollen, dass Menschen unter dem Vorwand der Transparenz »durchleuchtet« werden. Inzwischen erleben wir, dass fast jede Person öffentlich vernichtet werden kann, wenn Journalisten sie aufs Korn nehmen oder eine Art »Jagdfieber« entwickeln. Eine merkwürdige Entwicklung, die einen bedrückenden Blick nicht nur auf die Medien, sondern auch auf die Gesellschaft insgesamt wirft.

Es scheint, die Gesetzgebung kommt kaum schnell genug hinter der technologischen Entwicklung her, um die Privatsphäre zu schützen. Inzwischen überfliegen Drohnen auch Privatgelände und nehmen unerlaubt Fotos auf. Da braucht es neue Standards – aber vielleicht auch schlicht Respekt vor der Privatsphäre des anderen.

Seelenfrieden finden

Ich denke, der zitierte Ausspruch von Jesus – »Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren« – ist eine Einladung, aus diesem Hamsterrad auszusteigen. Ich muss mich doch fragen, was dieses Leben mit meiner Seele macht! Wenn es in der Bergpredigt heißt: »Selig sind, die reinen Herzens sind«, dann hat das auch damit zu tun, dass wir mit uns im Reinen sind. Kann ich